

## 5. Schluss. Nietzsches Maskenpraxis und das Verhältnis von Text und Leser

---

Vademecum – Vadetecum.  
Es lockt dich meine Art und Sprach,  
du folgest mir, du gehst mir nach?  
Geh nur dir selber treulich nach: –  
so folgst du mir – gemach! Gemach!  
FW, Vorspiel 7

Im August 1882 verbringt Nietzsche zusammen mit Lou Salomé und in Begleitung der Schwester Elisabeth drei Wochen in Tautenburg. Dort notiert Nietzsche für Lou zehn Hinweise, die unter dem Titel »Zur Lehre vom Stil« zusammengefasst sind.<sup>1</sup> Man kann davon ausgehen, dass Nietzsche diese Stilregeln aus der genauen Kenntnis ihrer Wirksamkeit und Praktikabilität niederschrieb, mithin als einer, der sie selbst auszuüben und anzuwenden weiß. In diesem Sinne stellen die zehn knappen Anweisungen ein interessantes Selbstzeugnis dar, dessen Wert nicht hoch genug eingeschätzt werden kann: Zeigen sie doch die eminente Ausrichtung des philosophischen Schreibens an den Mechanismen der lebendigen, gesprochenen Rede. Die ersten fünf Hinweise lauten folgendermaßen:

1. Das Erste, was noth thut, ist Leben: der Stil soll leben.
2. Der Stil soll dir angemessen sein in Hinsicht auf eine ganz bestimmte Person, der du dich mitteilen willst. (Gesetz der doppelten Relation.)
3. Man muß erst genau wissen: »so und so würde ich dies sprechen und vortragen« – bevor man schreiben darf. Schreiben muß eine Nachahmung sein.
4. Weil dem Schreibenden viele Mittel des Vortragenden fehlen, so muß er im Allgemeinen eine sehr ausdrucksvolle Art von Vortrage zum Vorbild haben [...].
5. Der Reichthum an Leben verräth sich durch Reichthum an Gebärden. Man muß

---

<sup>1</sup> Nachlass 1882, 1 [109], KSA 10, S. 38. Von diesem Briefentwurf liegt keine Transkription in der KGW IX vor, die der Nachlass ab 1885 aufnimmt. Es handelt sich jedoch um ein handschriftliches Zeugnis, wobei Akzente durch Unterstreichungen gesetzt wurden. Meine Umschrift weicht in diesem Punkt bewusst von der Darstellung in der KSA ab, um auch hier dem Text etwas von der Vorläufigkeit und Nicht-Linearity eines Entwurfs zurückzugeben.

Alles, Länge und Kürze der Sätze, die Interpunktion, die Wahl der Worte, die Pausen, die Reihenfolge der Argumente – als Gebärden empfinden lernen.<sup>2</sup>

Der an erster Stelle stehenden Forderung nach Lebendigkeit des Stils entspricht die Maßgabe, ihn an einem (fiktiven) Gesprächspartner auszurichten und zusätzlich das Schreiben ganz nahe an das gesprochene, vorgetragene Wort heranzuführen. Mehrere Regeln sind den dafür notwendigen Strategien der Übertragung gewidmet, da sie den Verlust von Lebendigkeit, Nähe und Spontanität, aber auch den Mangel an Körperlichkeit und jene sinnliche Komplexität ausgleichen müssen, die jede real stattfindende Gesprächssituation prägen.

Allein diese Ratschläge und ihre Forderung nach größtmöglicher Lebensnähe sind im philosophischen Schreiben keineswegs selbstverständlich. Sie zeigen eine vehemente Verweigerungshaltung gegenüber den Maßstäben und Anforderungen der Wissenschaft, wonach Objektivität durch die Aufhebung des subjektiven Standpunktes zu erreichen ist. Schon im »Gesetz der doppelten Relation« ist sowohl das Betonen der subjektiven Position des Schreibenden wie die Notwendigkeit eines personalen, wenigstens imaginierten Gegenübers formuliert. Beides soll im Schreiben Ausdruck finden und ist gezielt zu schulen: sowohl die Position von der aus gesprochen wird, als auch diejenige, auf die das Gesagte gerichtet ist. Damit ist diese Lehre vom Schreibstil an einen bestimmten Ort verwiesen, der derjenige des Gesprächs ist und wo es Redende, Mitteilende auf der einen Seite gibt und Hörende, Anzurendende auf der anderen Seite. Unabhängig von einer tatsächlichen Ausführung in sichtbarer Dialogform, wird somit die Stilvorgabe des gesprochenen

---

2 Nachlass 1882, 1 [109], KSA 10, S. 38. Vgl. schon einen Aphorismus von 1880: »Schriftstil und Sprachstil. – Die Kunst, zu schreiben, verlangt vor Allem Ersatzmittel für die Ausdrucksarten, welche nur der Redende hat: also für Gebärden, Accente, Töne, Blitze.« (MA II, WS 110, KSA 2, S. 600). Zur Auseinandersetzung mit Nietzsches *Lehre vom Stil* vgl. Hans-Martin Gauger: Über Sprache und Stil, München 1995, S. 229–246. Allerdings geht es Gauger ausdrücklich um Nietzsches Auffassung vom Stil, nicht um dessen Stil selbst (vgl. ebd. S. 230). Gauger thematisiert zwar auch den Bezug zum Leser, etwa, indem er den zehnten Hinweis referiert und sagt, »der Leser soll sie [die Einwände, C.S.] selbst finden und selbst beiseite schaffen«, jedoch wird anschließend moniert, dass es sich hier nicht um »wirkliche Freiheit, sondern nur das Gefühl von ihr« handle: »Die Distanz zum Text, die dem Leser dadurch geschaffen werden soll, dass ihm Raum belassen wird für *eigenes* Überlegen, ist ja doch nicht wirkliche Distanz« (ebd. S. 240). Wie allerdings ein Text »wirkliche Freiheit« für »*eigenes* Überlegen« gewähren und dabei gleichzeitig inhaltlich konkret sein soll, verrät auch Gauger nicht. Es bleibt zu bezweifeln, ob eine solche Vorstellung von Distanz oder Freiheit tatsächlich ein Gewinn wäre und auch, ob Nietzsches Stilregeln überhaupt darauf abzielten, sie zu ermöglichen. Demgegenüber gälte es nachzuvollziehen, welche Effekte Nietzsches Stil auf die Leserschaft haben könnten. Zur *Lehre vom Stil* unter pädagogischem Gesichtspunkt vgl. Helga Bleckwenn: »Der Stil soll leben«. Nietzsches Lehre vom Stil – aus didaktischer Sicht interpretiert. In: Willi Erzgräber, Hans-Martin Gauger (Hg.): Stilfragen, Tübingen 1992, S. 42–58.

Wortes zum Ziel einer lebendigen Textform. Deren Mittel sei fürderhin die Ausbildung einer empfindlichen Wahrnehmung für die diversen Ausdrucksmöglichkeiten eines Textes: »Man muß Alles, Länge und Kürze der Sätze, die Interpunktion, die Wahl der Worte, die Pausen, die Reihenfolge der Argumente – als Gebärden empfinden lernen«.<sup>3</sup> Es ist anzunehmen, dass hier sowohl Lautgebärden gemeint sind, also das Vortragen und Betonen, die Satzmelodie, Sprechpausen und Lautstärke, als auch die Gebärden des ganzen Körpers, die Gesten der Hände und die Mimik des Gesichts. Solche Gebärden sind Ausdruck der persönlichen Dimension des Gesagten, sie machen es zum Anliegen einer ganz bestimmten Person und sie zeugen nicht zuletzt von der im Sprechakt liegenden Ereignishaftigkeit jeder gerichteten Rede. Folglich wäre die gesamte *Haltung* des Sprechenden zu dem, was, warum und mit wem gesprochen wird, in den Text und in die Gebärden des Textes zu übertragen.

Motiviert werden diese Anweisungen durch eine im achten Ratschlag niedergelegte Erkenntnis: »Je abstrakter die Wahrheit ist, die man lehren will, um so mehr muß man erst die Sinne zu ihr verführen.«<sup>4</sup> Für Nietzsches philosophisches Schreiben insgesamt sind die Achsen ›Stil – ›Wirkung‹ – ›Leser‹ bedeutsam.<sup>5</sup> Ihre Relation lässt sich insofern bestimmen, als der Stil das Mittel ist, wodurch auf die Leserin oder den Leser gewirkt werden soll. Alle drei Elemente thematisiert Nietzsche mit Nachdruck erst ab *Menschliches, Allzumenschliches* (1878) mal unabhängig voneinander, mal in direkter Verbindung. Neben den Hinweisen auf einen

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd. S. 39. Fast wortgleich ist dieser Satz ein paar Jahre später in *Jenseits von Gut und Böse* aufgenommen worden: »Je abstrakter die Wahrheit ist, die du lehren willst, um so mehr musst du noch die Sinne zu ihr verführen.« (JGB 128, KSA 5, S. 95). Bemerkenswert ist die Überführung der unpersönlichen Form, die noch das an Lou Salomé adressierte Schriftstück geprägt hatte (»muß man«), in die direkte Anredeform »du«. In dem Moment, in dem Nietzsche keine konkrete Person adressieren konnte, sondern sich an eine unbekannte Leserschaft richtet, scheint ein direktes Anreden des fremden »du« die angemessenere Wahl, weil so mehr Nähe erzeugt wird. Vgl. diesbezüglich meine Ausführungen zur Varianz der Personalpronomina in: Corinna Schubert: »Der Autor hat den Mund zu halten [...]« Nietzsche-Interpretation zwischen Biographismus und Interaktion. In: Nietzscheforschung, Bd. 19, 2012, S. 279–288, insbesondere S. 284ff. Auch ein Aphorismus der *Morgenröthe* thematisiert die Bedeutung von Stil und Wirkung: »Es ist noch nicht genug, eine Sache zu beweisen, man muss die Menschen zu ihr auch noch verführen, oder zu ihr erheben. Deshalb soll der Wissende lernen, seine Weisheit zu s a g e n: und oft so, dass sie wie eine Thorheit k l i n g t .« (M 330, KSA 3, S. 234). Seine Erkenntnisse zu vermitteln lernen und dabei Wirkungsstrategien zu berücksichtigen, sei also mitunter erfolgversprechender als ein nüchterner Beweis. Dass es zuweilen vorteilhaft sein kann, eine Weisheit »wie eine Thorheit« klingen zu lassen, weist darauf hin, dass der Lesende nicht von einem allzu schulmeisterlichen, lehrhaften Gestus bevormundet werden soll.

<sup>5</sup> Zu Nietzsches lesgerichtetem Schreiben als Feinheit des Stils vgl. Babette E. Babich: On Nietzsche's Concinnity. An Analysis of Style. In: Nietzsche-Studien, Bd. 19, 1990, S. 59–80.

an der wörtlichen Rede orientierten und um Lebendigkeit bemühten Stil sind freilich auch die Komponenten der angestrebten Wirkung benannt. Wollte man sie auf eine Formel bringen, so liegt ihr wesentliches Moment wohl darin, die Leser durch den Text zum Nach- und Weiterdenken zu bewegen. Was simpel klingt, ist keineswegs selbstverständlich, geht es doch den allermeisten philosophischen Abhandlungen darum, die eigenen Argumente darzulegen und dabei möglichst alle Widersprüche und Einwände vorweg zu nehmen. Es geht darum Wissen zu offerieren, eine Abfolge aufeinander aufbauender Argumente zu geben und in der Form eines Systems zu organisieren. Nietzsches Philosophie jedoch ist bis in letzte Konsequenzen und ausgefeilteste Formulierungen hinein eine auf den Leser als ein eigenständiges Gegenüber ausgerichtete Philosophie, die diesen gleichsam umgarnt und zu Reaktionen zu provozieren sucht. Bereits in *Menschliches, Allzumenschliches* wird dies an mehreren Stellen deutlich ausgesprochen. Nach einigen Erwägungen über Sinn und Nutzen der Kunst und einem Gedankenstrich heißt es abschließend:

Es giebt gewiss manchen kraft- und sinnvollen Leser, der hier einen guten Einwand zu machen versteht. Der Plumpen und Böswilligen halber soll es doch einmal gesagt werden, dass es hier, wie so oft in diesem Buche, *dem Autor eben auf den Einwand ankommt*, und dass Manches in ihm zu lesen ist, was nicht gerade darin geschrieben steht.<sup>6</sup>

Ausdrücklich ist also gerade eine Leserin angesprochen und gefordert, die Einwände zu machen versteht. Das setzt aufseiten der Lesenden eine gewisse Selbständigkeit und ein Interesse an Widerspruch und Reibung voraus, weshalb Aktivität und Freiheit gegenüber den Argumenten statt das passive Aufnehmen derselben gefragt ist. Dann erst kann nämlich in einem Buch das gelesen werden, »was nicht gerade darin geschrieben steht«, was darauf hinweist, dass z.B. mögliche Einwände höchstens angedeutet, aber nicht explizit gemacht wurden und daher die Leser vervollständigen könnten, was ausgespart geblieben ist. Dementsprechend obliegt es auf der anderen Seite dem Text bzw. dem Autor, eben dafür Raum zu schaffen. Aus diesem Grund sei »mitunter die reliefartig unvollständige Darstellung eines Gedankens, einer ganzen Philosophie wirksamer, als die erschöpfende Ausführung«, denn man überlasse »der Arbeit des Beschauers mehr« und rege an »fortzubilden, zu Ende zu denken«.<sup>7</sup> Nicht zuletzt beschließt dieser Aspekt als zehnte Regel die *Lehre vom Stil* und hat damit einige Aufmerksamkeit und Gewichtigkeit

---

<sup>6</sup> MA II, VM 175, KSA 2, S. 455 (Hervorhebung C.S.).

<sup>7</sup> MA I, 178, KSA 2, S. 161f. Vgl. auch MA I, 199, KSA 2, S. 167. Ähnliches deutet ein Aphorismus an, der nach einem Gedankenstrich wie folgt endet: »Wer dieser Betrachtung weiter nachhängt, wird wissen, auf welche Art von Hypothesen hier zur Erklärung der ästhetischen Erscheinungen grundsätzlich verzichtet wird.« (MA II, VM 119, KSA 2, S. 429).

für sich. Demnach, so die Empfehlung an Lou Salomé, sei es nicht ratsam, »seinem Leser die leichteren Einwände vorwegzunehmen«, sondern man müsse darauf hinwirken, es »seinem Leser zu überlassen die letzte Quintessenz unsrer Weisheit selber auszusprechen«.<sup>8</sup>

Auch die Möglichkeit gezielter Provokationen wird in Erwägung gezogen und offen thematisiert:

W e r t h e r l i c h e r B ü c h e r . – Ehrliche Bücher machen den Leser ehrlich, wenigstens indem sie seinen Hass und Widerwillen herauslocken, welchen die verschmitzte Klugheit sonst am besten zu verstecken weiss. Gegen ein Buch aber lässt man sich gehen, wenn man sich auch noch so sehr gegen Menschen zurückhält.<sup>9</sup>

Dieser Moment der Ehrlichkeit, ja der Zweisamkeit und Intimität zwischen Leser und Buch birgt ein Potential enormer Wirkmächtigkeit. In Konfrontation mit zugespitzt formulierten Argumenten sieht sich der Leser zu Reaktionen herausgefordert, die gleichzeitig dadurch befördert werden, dass er sich unbeobachtet weiß. Die Zwiesprache mit einem solchen Buch kann zunächst zu unreflektierten und reflexhaften Reaktionen verleiten, wobei Nietzsche hier entgegen jeder Erwartung eine Ebene der Emotionalität, nicht der Rationalität betont: Zum mindesten könne ein Buch den »Hass und Widerwillen« hervorrufen, der für gewöhnlich verborgen bleibe.<sup>10</sup> Auf diese Art mache ein Buch den Leser ›ehrlich‹, weil solche Affekte im Umgang mit anderen Menschen eher geziügelt würden. Somit gilt der Leser bestensfalls als lebendiger, aktiver und aktivierbarer Resonanzraum und nicht als bloßer Rezipient.

Demgegenüber ist bemerkenswert, wie sich Nietzsche in Bezug auf den Autor eines Buches äußert. In schönster aphoristischer Kürze wird das Thema in *Menschliches, Allzumenschliches* II wie folgt abgehandelt: »Der Autor hat den Mund zu halten, wenn sein Werk den Mund aufthut«.<sup>11</sup> Wenig später wird diese schroff daherkommende Aussage stärker motiviert. Der mit einem Buch in Verbindung gebrachte Name des Autors sei die »Hauptursache davon, dass Bücher so wenig wirken. Sind sie nämlich gut, so sind sie mehr werth als die Personen« und können demgegenüber »als deren Quintessenzen« gelten.<sup>12</sup> Sobald jedoch der Augenmerk der Leser zu sehr auf den Autor gelenkt werde, »wird die Quintessenz wieder von seiten des Lesers mit dem Persönlichen, ja Persönlichsten diluirt, und somit der

<sup>8</sup> Nachlass 1882, 1 [109], KSA 10, S. 39.

<sup>9</sup> MA II, VM 145, KSA 2, S. 439.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> MA II, VM 140, KSA 2, S. 436.

<sup>12</sup> MA II, VM 156, KSA 2, S. 442f.

Zweck des Buches vereitelt.«<sup>13</sup> Unter der Maßgabe der Wirkmächtigkeit eines Buches entfaltet sich also erst dann dessen beste Wirkung auf den Leser, wenn der Autor ignoriert werden darf, wenn vor allem das ›Persönlichste‹, die biographischen Petitessen, das mitunter Kleinliche und ›menschlich, allzumenschliche‹ ausgebendet werden darf. Dies steht nun keinesfalls im Widerspruch zur andernorts hervorgehobenen Apologie des Persönlichen vor allem für die Philosophie, noch ist es unvereinbar mit dem als Potenzierung von Subjektivität beschriebenen Erkenntnismodell (vgl. Kapitel 2.2.5). Die Persönlichkeit eines Autors muss sich eben ganz in das Buch transformiert haben. Insofern sind die alltäglichen Lebensbedingungen und Gewohnheiten, sind selbst Erlebnisse und Zufälle für den Produktionsprozess eines Werks und einer Denkbewegung eminent wichtig. Doch sobald ein Buch auf Wirkungen abzielt und *Psychagogie* im besten Sinne sein will, ist es Nietzsche zufolge wichtiger, dass nicht der Autor, sondern das Erlebnis des Textes, die Transformation der Lesenden, die Verwandlung des eigenen Denkens und die höhere Erziehung der eigenen Person im Vordergrund stehen.<sup>14</sup>

Die Konsequenz aus einer solchen Konzeption der Text-Leser-Beziehung ist freilich, dass ein Buch gleichermaßen anziehend, verlockend, herausfordernd und verführerisch wie es pointiert, strategisch und mit Blick auf die entsprechenden Wirkungen hin geschrieben sein müsste. Hier erscheint die Frage des Stils, der sich an der Gesprächssituation und dem gesprochenen Wort zu orientieren habe, nochmals konkreter auf ein suggestives Moment hin gewendet, das, indem es den Leser gezielt der Provokation oder punktueller Manipulation aussetzt, letztlich seine Ermächtigung anvisiert. Wie gezeigt wurde, versammelt vor allem Nietzsches philosophisches Debüt *Menschliches, Allzumenschliches* eine Vielzahl an Aphorismen, die entsprechende Reflexionen zum Text-Leser-Verhältnis in expliziter Form verdeutlichen. In den nachfolgenden Schriften nehmen mitteilungsspezifische Abschnitte ab und sind weniger freimüdig formuliert. Dieser Umstand könnte indes einen Hinweis darauf geben, dass Nietzsche in den später entstandenen Texten vermehrt

<sup>13</sup> Ebd. S. 423. Auch MA I, 208 widmet sich unter dem Titel »Das Buch fast zum Menschen geworden« dem Verhältnis zwischen Autor, Text und Leser. Dort wird das Eigenleben eines Buches beschrieben, das mit der ›Ablösung von seinem Autor beginne. Danach «sucht es sich seine Leser, entzündet Leben, beglückt, erschreckt, erzeugt neue Werke, wird die Seele von Vorsätzen und Handlungen» (MA I, 208, KSA 2, S. 171). Gleichzeitig könne der Autor über seine »niedergelegten Ansichten« hinauswachsen bis dahin, dass er das Werk selber nicht mehr verstehe (ebd.). Daher »schadet« der »lebende Autor« sogar seinem Buch, denn: »alle Welt pflegt den Autor und sein Werk zu verwechseln« (MA II, VM 153, KSA 2, S. 442).

<sup>14</sup> Nicht zuletzt in *Schopenhauer als Erzieher* wird dieser Aspekt vor dem Hintergrund von Nietzsches persönlichen Erfahrungen verdeutlicht. Vgl. hierzu auch den Aufsatz von James Conant: Das Exemplarische bei Emerson und Nietzsche. In: Christian Benne; Enrico Müller (Hg.): Ohnmacht des Subjekts – Macht der Persönlichkeit, Basel 2015, S. 207–225.

dazu übergegangen ist, den direkten Bezug auf seine Leserschaft in die Darstellungsform und den Stil der Texte zu überführen, ihm also eher implizit und mit performativem Gestus Ausdruck zu verleihen, statt ihn wiederholt zu thematisieren. Bekanntermaßen hat Nietzsche ein enormes Spektrum an textuellen Verfahren entwickelt, das von der Vielfalt der Darstellungsformen, über Wortwahl und Tonfall, Rhythmus und Musikalität der Sprache, bis hin zum strategischen Einsatz von Auslassungspunkten, Gedankenstrichen, ›Gänsefüßchen‹, rhetorischen Fragen und Sperrungen reicht.<sup>15</sup> Vor allem durch vielfältige Anredeformen, aber auch mittels Provokationen oder dem Spiel von Distanzierung und Vereinnahmung werden Leser direkt angesprochen und aktiv eingebunden.

Neben den allgemeinen Verweisen auf die Wirkungsmächtigkeit von Büchern und ihren Einfluss auf Leser, thematisieren die späteren Texte auch deutlicher ihre eigene verführende und verfangende Wirkung, vorzugsweise in den prominenten Passagen der späten Vorreden. Dafür werden Metaphern wie die des Angelhakens<sup>16</sup> oder Vogelstellers<sup>17</sup> benutzt, spielt der Topos des Verführers eine Rolle sowie Wortspiele von Versuch und Versuchung.<sup>18</sup> Auch angesichts der strategischen Anrufung von »freien Geistern« heißt es listig: »vielleicht thue ich etwas, um ihr Kommen zu beschleunigen, wenn ich zum Voraus beschreibe, unter welchen Schicksalen ich sie entstehn, auf welchen Wegen ich sie kommen s e h e ? – –«.<sup>19</sup> Sowohl der Untertitel von *Menschliches, Allzumenschliches*, das sich als »Buch für freie Geister« ausweist, als auch der von *Jenseits von Gut und Böse*, das »Vorspiel einer Philosophie der Zukunft«, benennt seinen Adressatenkreis. Auf die kommenden, neuen Philosophen und freien Geister ausgerichtet, scheinen sie ebenjene geradezu herbei schreiben zu wollen. Und ein Abschnitt, der das Idealbild von Philosophen als Wertsetzende zeichnet, endet mit rhetorischen Fragen: »Giebt es heute solche Philosophen? Gab

<sup>15</sup> Ausführlich hat sich van Tongeren mit diesem Themenkomplex beschäftigt und untersucht in einem Hauptkapitel »Nietzsche's writing and how to read Nietzsche«. Vgl. Paul van Tongeren: Reinterpreting modern culture. An introduction to Friedrich Nietzsche's philosophy, West Lafayette 2000, S. 51-103.

<sup>16</sup> Über *Jenseits von Gut und Böse* wird im *Ecce homo* gesagt: »Von da an sind alle meine Schriften Angelhaken: vielleicht versteh ich mich so gut als Jemand auf Angeln?... Wenn Nichts sich fieng, so liegt die Schuld nicht an mir. Die Fische fehlten « (EH, Bücher, Jenseits 1, KSA 6, S. 350). Dies kann durchaus als Anspielung auf den biblischen ›Menschenfischer‹ Jesus gewertet werden.

<sup>17</sup> Die Vorrede zu *Menschliches, Allzumenschliches* von 1886 bescheinigt den Schriften Nietzsches, sie seien allesamt »Schlingen und Netze für unvorsichtige Vögel« und »eine Schule des Verdachts« (MA I, Vorrede 1, KSA 2, S. 13).

<sup>18</sup> So wird die Bezeichnung einer »neue[n] Gattung von Philosophen« kommentiert, die »Versuch« genannt werden: »Dieser Name selbst ist zuletzt nur ein Versuch, und, wenn man will, eine Versuchung.« (JGB 42, KSA 5, S. 59). Vgl. auch JGB 128 und JGB 205.

<sup>19</sup> MA I, Vorrede 2, KSA 2, S. 15. Diesbezüglich ist die gesamte Vorrede interessant. Vgl. z.B. so vereinnahmende Formulierungen wie »wir freien Geister« (MA I, Vorrede 7, KSA 2, S. 21).

es schon solche Philosophen? M u s s es nicht solche Philosophen geben? ....«.<sup>20</sup> Ein derartiges Inszenieren von neuen Philosophen ›der Zukunft‹ weist geradewegs in die Richtung einer immanenten und forcierten Leser-Lenkung und es spricht vieles dafür, in diesen Aspekten von Nietzsches Texten eine Philosophie der Verheißung zu entdecken.

Gerade diejenigen Aspekte der Maskenproblematik, die die textformelle Seite fokussieren und die vor allem in Kapitel 2.3 unter dem Stichwort der *Figurenrede*, aber auch in Kapitel 4.2 als *Sprechen vom Subjekt* entwickelt wurden, sind beredte Zeugen von Nietzsches radikaler Neuausdeutung der Beziehung zwischen Text und Leser.<sup>21</sup> In gewissem Sinne kulminierte der Reichtum von Nietzsches philosophischem Schreiben in dieser Masken-Praxis, sind alle Strategien der Darstellung um der zukünftigen Leser willen bis in eine Raffinesse getrieben worden, deren feine rhythmische Abgestimmtheit, stilistische Meisterschaft und ausgefeilte Konsequenz bis heute in der Philosophie ihresgleichen sucht.

Das daran anschließende Dilemma für die Forschung stellt sich nun als Grundentscheidung dar: Demnach müsste man zunächst für sich festlegen, ob man in den diskutierten Ebenen der Anredeformen, v.a. aber in den *Figurenreden* lediglich die ›Masken‹ Nietzsches sehen will, in die er seine eigenen Ansichten gekleidet habe. In der Folge würden alle Textfiguren als Masken Nietzsches zu gelten haben, hinter denen er seine eigentlichen Ansichten verborgen oder durch die er sie ausgesprochen hätte. Dann wird der ›Einsiedler‹ zu einer Maske von Nietzsches Einsamkeit, der ›Wanderer‹ zur Maskierung von Nietzsches Empfindlichkeit und der ›freie Geist‹ zu einem maskierten Ausdruck von Nietzsches sich selbst zugeschriebener Befähigung riskanten, haltlosen Denkens. Dann werden aber auch die Texte zu einem bloßen Forum maskierter Selbstaussagen des Autors und beginnen, fortan um Nietzsche zu kreisen: Niemand anderes als Nietzsche würde in ewigem Selbstgespräch mit sich immer zugleich Redner als Zuhörer und Angesprochener sein. Wenn man an diesem Punkt noch von einer reinen Stilfrage der Interpretation oder von Geschmackssache reden könnte, wird es solchen Ansätzen doch schwer, die Frage plausibel zu beantworten, weshalb Nietzsche diese Arten des experimentellen Ausdrucks überhaupt gewählt habe. Oder auch nur, weshalb er seine eigenen Ansichten über die Dinge nicht einfach ›als Autor‹ aussprechen zu können glaubte.

---

<sup>20</sup> JGB 211, KSA 5, S. 145. Vgl. auch JGB 2, wo es bezüglich einer ›neuen Gattung von Philosophen‹ heißt: »Und allen Ernstes gesprochen: ich sehe solche neue Philosophen heraufkommen.« (JGB 2, KSA 5, S. 17).

<sup>21</sup> Erstaunliches ist in einem frühen Nachlass-Notat von 1879 zu lesen: »E i n A u t o r hat immer seinen Worten Bewegung mitzutheilen. Hier ist ein Leser; er merkt nicht, daß ich ihn beobachte. Er ist mir von ehemals her bekannt – ein gescheuter Kopf: es schadet nicht, von ihm gelesen zu werden. – Aber er ist ja ganz verwandelt: bin ich es, der ihn verwandelt hat?« (Nachlass 1879, 47 [7], KSA 8, S. 618f.).

Wie ich gezeigt zu haben hoffe, plädiert die vorliegende Arbeit dafür, einer anderen Option den Vorzug zu geben. Derzufolge ist in den aufzufindenden ›Masken‹ nichts geringeres als die raffinierte Möglichkeit einer Ermächtigung der Leserinnen und Leser gegeben. Nicht nur wird auf eine radikale Weise die Deutungshoheit über die Texte an die Leserschaft übertragen, die die Figurenreden dechiffrieren, sich zu den Anrede- und Vereinnahmungsformen positionieren und einzelne Abschnitte selbst zu Ende denken wird. Auch muss sie sich zu Nietzsches durchaus streitbarer Art von Humor, Ironie und den *argumenta ad hominem* ins Verhältnis setzen. Für alles das steht dem Leser, steht der Leserin lediglich die eigene Persönlichkeit zur Verfügung, die aufzubieten sie genötigt werden. Bedenkt man – etwa anhand der oben angeführten Zitate – das hohe Maß an Wirkungsmacht und (Ver-)Führungsgeist, das Nietzsche den Büchern im allgemeinen und seinen Schriften im Besondern zusprach, so liegt die Vermutung nahe, es könnte ihm doch weniger um seine eigene Person gegangen sein, als vielmehr um ein Schreiben, das in möglichst raffinierter Weise auf den Leser ausgerichtet ist. Denn erst, wenn die Haltung des Interpreten zum Text das bekannte »Aber lassen wir Herrn Nietzsche« auszurufen geneigt ist,<sup>22</sup> betritt der Leser die Bühne, greift das Buch nach ihm, wirkt Nietzsche tatsächlich über seine Zeit und seine Person hinaus. Schon Zarathustra hatte zu seinen Jüngern gesagt: »Nun heiße ich euch, mich verlieren und euch finden«.<sup>23</sup> Ähnliches gäbe es auch für den hier thematisierten Kontext zu vermerken, denn je mehr man seine Meinung über Nietzsche oder die vermeintliche Meinung Nietzsches als Autor in den richtigen Momenten zu vernachlässigen bereit ist, umso mehr darf der Text wirken und umso sichtbarer wird die strategische Verfasstheit der Texte als Verlockungen und Versuchungen. Es gilt also gerade nicht, die Position Nietzsches ›hinter den Masken‹ rekonstruieren zu wollen, sondern die Text-Masken als Spielräume eigener Positionierung zu verstehen, als Orte der Berührung und Angebote der Interaktion.

Bleibt die Frage, wohin oder wozu Nietzsche seine Leser zu verführen beabsichtigte? Zur ›Bejahung‹ des Lebens? Dazu, ein ›freier Geist‹ – oder gar ein ›Übermensch‹ – zu werden? Eher nicht. Statt einer so konkreten Zielsetzung scheint es vielmehr um eine Schulung des Denkens am Denkweg der Texte zu gehen und um das Profilieren von Persönlichkeiten im Erlebnis eines Buches. Also indem, wie in Kapitel 2.2.4 als Problem der Wirkung auf ein Publikum herausgearbeitet, der Leser, die Leserin sich dem Buch allein aussetzt und sich mit ihm auseinandersetzt. Die bereits angeführte Ermächtigung wäre somit Resultat und Ziel aller Elemente von Nietzsches Maskenpraxis. Sie umfasst sowohl die Gesamtheit der auf den Leser abzielenden Faktoren der Beeinflussung und die Methoden des Erreichens von Wirkungen aufseiten des Textes, als auch diejenigen Momente aufseiten des

<sup>22</sup> Vgl. FW, Vorrede 2, KSA 3, S. 347.

<sup>23</sup> Za, Von der schenkenden Tugend 3, KSA 4, S. 101.

Lesers, die sich in bestimmten Praktiken (Lesetempo, wiederholtes Lesen, Anfertigen von Exzerten) und Reaktionen (Betroffenheit, Lachen, Weinen, Protest, Ablehnung) äußern.

Genau derjenige Aspekt der Maskenproblematik, der unter den Titel ›in Masken denken‹ gestellt worden war, kulminiert an diesem Punkt der hier ausgeführten Maskenpraxis: Denn wenn die von den Texten aufgebotenen ›Masken‹ (Figurenreden, Adressierungsformen, Vielheit der Namen) nicht als Masken des Autors Friedrich Nietzsche infrage kommen, obliegt ihnen keine andere Funktion als die, in vielerlei Weisen den Leser zum Denken zu verführen. Vor diesem Hintergrund erlangen philosophische Texte im Allgemeinen und die Textfiguren *qua* Masken im Besonderen als Formen des Leserzugriffs eine neue Geltung.